



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Maßgebliches und Unmaßgebliches

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Der Arbeitermangel in der Landwirtschaft. Die Erntearbeiten dieses Jahres haben fast überall in Deutschland unter dem Mangel an landwirtschaftlichen Arbeitskräften schwer zu leiden gehabt und vielfach einen Notstand im schlimmsten Sinne des Worts gezeigt. Wenn auch anzunehmen ist, daß der besondern hohen Grad der Kalamität in einer übertriebenen und deshalb vorübergehenden Steigerung der industriellen Produktion seinen Grund hat, so giebt er doch Veranlassung, das schon seit Jahren gestellte Verlangen, die Erhaltung einer ausreichenden Arbeiterbevölkerung auf dem Lande zum Gegenstande kräftiger Staatsfürsorge mit großen Mitteln zu machen, gerade jetzt auf das dringlichste zu wiederholen. Die Frage ist in den Grenzboten oft genug in diesem Sinne besprochen worden. Es kann darauf im allgemeinen verwiesen werden, aber bei der sich namentlich in Preußen neuerdings aufdrängenden Notwendigkeit, den in der Landwirtschaft vorhandenen wirklichen Notständen schnell und nachdrücklich zu Leibe zu gehen und so den übertriebenen Forderungen der Agrardemagogie wirksam einen Damm zu ziehn, erscheint es angebracht, mit einigen Worten auf die Sache zurückzukommen.

Im 20. Heft der Grenzboten (Jahrgang 1899) ist auf Grund der Berufszählung vom 14. Juni 1895 eine Übersicht über den Stand und die Verteilung der landwirtschaftlichen Arbeitskräfte im Deutschen Reiche und über die seit 1882 eingetretenen Veränderungen gegeben worden. Es hat sich dabei gezeigt, daß zwar die Zählung im ganzen genommen keine bedenkliche Verringerung der landwirtschaftlichen Arbeitskräfte erwiesen hat, daß aber ihre Verteilung in hohem Grade ungleichmäßig und unzweckmäßig war, daß es hier eine landwirtschaftliche Entvölkerung, dort eine landwirtschaftliche Übervölkerung gab. Es ist sehr zu bedauern, daß trotz der Wichtigkeit der Sache der Bundesrat die mit so ungeheuern Kosten durchgeführte Berufszählung vom Juni 1895 zur genauern Erforschung der Arbeiterverhältnisse, soweit eine Zählung dazu verhelfen konnte, nicht ausgenutzt hat. Nicht einmal der Umfang der sogenannten Sachsehgängerei und der Verwendung ausländischer Arbeiter in der deutschen Landwirtschaft ist nachgewiesen worden, was doch nahe genug lag, ohne bedeutende Mehrarbeit geschehen konnte und für die im Dezember 1895 vorgenommene Volkszählung eine überaus wertvolle Unterlage zu weiteren Feststellungen gegeben hätte.

Wenn man jetzt, wie verlautet, daran geht, Vorbereitungen zu treffen, um bei der im Dezember 1900 vorzunehmenden Volkszählung der landwirtschaftlichen Wanderarbeit und überhaupt den Arbeiterwanderungen mehr Aufmerksamkeit zuzuwenden, so wird hoffentlich den Regierungen die Unterlassungssünde von 1895 gehörig aufs Gewissen schlagen, denn bei einer einzigen Volkszählung im Winter, wo die Sachsehgänger zu Hause auf der Bärenhaut liegen und die ausländischen Arbeiter meist zurückgewandert sind, kann nicht viel herauskommen. Aber überhaupt ist, wie schon wiederholt hervorgehoben worden ist, mit solchen großen allgemeinen Zählungen für unsre Frage wenig gedient. Um den Thatbestand des Arbeitermangels, seine Ursachen und die durchaus nicht schablonenhaft überall anzuwendenden Mittel dagegen zu erkennen, müssen Spezialerhebung und Enqueten im Anschluß an die Zählungsergebnisse der Statistik vorgenommen werden. Dazu aber ist die Statistik in Preußen ganz ungenügend organisiert, d. h. viel zu sehr zen-

traktiert. Solange man sich in Preußen nicht entschließt, für die einzelnen Regierungsbezirke — die Provinzen sind schon zu groß und meist auch viel zu verschiedenartig zusammengesetzt — statistische Stellen zu schaffen, die in unmittelbarer Fühlung mit den örtlichen Verhältnissen und Bedürfnissen arbeiten können, wird die Statistik den Lokalbehörden zwar sehr viel unnötige Schererei machen, die Zentralbehörden aber gerade in so wichtigen Fragen, wie die hier erörterte, ungenügend orientieren. Der neue Minister des Innern in Preußen findet in der Organisation der amtlichen Statistik eine sehr dringende und lohnende Aufgabe vor, und an Beispielen, was gemacht werden muß und gemacht werden kann, fehlt es ihm gewiß nicht, wenn er sich die Leistungen kleinerer Staaten ansieht. Vorläufig wird er aber wohl andern Beispielen folgend auch in dieser Beziehung einfach fortwursteln lassen.

Diese Bemerkungen sind nicht so beiläufig, wie sie scheinen können. Es fehlt der Regierung in Preußen gerade für die große Aufgabe des Kampfes gegen die Entvölkerung des platten Landes und gegen den landwirtschaftlichen Arbeitermangel an Organen, die in der Lage sind, die örtlichen Verhältnisse unmittelbar zu beobachten und zu verstehen, dabei aber auch durch eine besondere statistisch-volkswirtschaftliche Schulung und Stellung gegen die Übermacht der örtlichen Einflüsse und Vorurteile gewappnet sind. Tüchtige statistische Generalstäbler bei den Bezirksregierungen im dauernden Zusammenhange mit der statistischen Zentrale als dem großen Generalstab würden die Wirkung der einseitigen Interessenvertretung in unserer sogenannten Selbstverwaltung auf dem Lande wett zu machen wesentlich beitragen können.

Die staatlichen Maßnahmen gegen die Landflucht sind nun einmal die größte, schwierigste aber auch die dringendste soziale Reform, vor der wir stehn. Alles, was sonst heute in sozialer Beziehung zu reformieren ist, tritt weit dahinter zurück und hängt in seinem Enderfolg zum guten Teil von der Sozialreform in der Landwirtschaft ab. Müssen wir in Handel und Gewerbe größere Ruhe und Mäßigung im Fortschritt empfehlen, in der Landwirtschaft können wir nur zu schneller, energischer Aktion drängen. Aber freilich jede Aktion, die nicht als wirkliche Sozialreform geplant und durchgeführt wird, muß das Übel größer statt kleiner machen. Wer die Landflucht bekämpfen will, indem er nicht die Hebung und Sicherung der Lage der ländlichen Arbeiterschaft zum Ziel nimmt, sondern einseitig im Dienst des wirtschaftlichen Klasseninteresses der Grundbesitzer billige und willige Arbeitskräfte an die Scholle zu „fesseln“ bezweckt, der paßt zu dieser Sozialreform wie der Vock zum Gärtner. Wie es mit der sozialen Gesinnung in der Selbstverwaltung auf dem Lande im preußischen Osten steht, darüber haben wir auf Grund eigener Wahrnehmungen, die wir in unsrer ostelbischen Heimat unter Bekannten, Freunden, Verwandten und auch amtlich zu machen reichlich Gelegenheit und immer das regste Interesse gehabt haben, in den Besprechungen der Landtagsverhandlungen über die Anträge Gamp und Szmulka vom 10. und 11. Februar dieses Jahres (Heft 9). Wer von dem ostelbischen Junkertum, wie es jetzt unter den Einflüssen der Agrardemagogie im Bunde der Landwirte und der aristokratischen Fronde gegen den „neuen“ Kurs in so ausgesprochenem Selbstbewußtsein das Haupt erhoben hat, die gutwillige, rechte Durchführung der Sozialreform, um die es sich hier handelt, erwartet, der kennt entweder die Sache nicht, die durchgeführt werden muß, oder die Menschen nicht, die sie durchführen sollen. Wenn in den Städten, in Handel und Gewerbe die Staatsgewalt bei den sozialen Reformen der Anwalt der Arbeiter

sein mußte gegen die Unternehmer, so muß sie das Hundertmal mehr bei der Sozialreform auf dem Lande sein. Die preußische Regierung steht jetzt am Scheidewege: entweder bleibt sie wie bisher der Anwalt der ostelbischen Großlandwirte und Großbauern gegen die „Leute,“ dann bereite sie der Slawisierung des Landes beizuteilen und systematisch die Wege — oder sie will das Land deutsch erhalten, dann übernehme sie entschlossen und vor allem ehrlich die Vertretung der Leute gegen die Herren. Vielleicht wird sie heute für die Reformen, die nötig sind, den Boden noch günstiger finden als in den nächsten Jahren. Die Leutenot brennt jetzt den Bessersichern der ländlichen Selbsterwaltung auf die Nägel und macht sie geneigt zu Konzessionen, aber vor allem: schon beginnt wieder die Hauffe in den Bodenpreisen, schon fangen die etwas bessern Körnerpreise an, die reinliche Geldwirtschaft im Arbeitsverhältnis wieder begehrenswert zu machen und die Rückkehr zu patriarchalischen Beziehungen zu erschweren. Wenn es nicht bald gelingt, die Vollmachten zu einer durchgreifenden innern Kolonisation für den Staat gesetzlich zu erlangen, so werden die heute nach Staatshilfe gegen die Landflucht schreienden Besitzer erst recht nicht für die Hergabe des nun einmal ganz unerläßlichen sehr reichlichen Arealen zur Ansiedlung einer deutschen, dinglich wie persönlich völlig freien Kleinbauernschaft und Landarbeiterschaft zu haben sein. Die Lage der deutschen Arbeiter im Osten kann nur erträglich gemacht werden, wenn ihnen die Aussicht eröffnet wird, bei Fleiß und ordentlicher Wirtschaft mit der Zeit zu einem eignen Landbesitz zu gelangen, der jede tatsächliche Hörigkeit zu einem Herrngut aufhebt und sie zur selbständigen Teilnahme am Gemeindeleben und an der Gemeindeverwaltung befähigt. Es ist eine lächerliche Farce, heutzutage deutsche Familien vom Vater auf den Sohn an unveräußerliche, unteilbare und nicht zu vergrößernde Zwerghwirtschaften, von denen sie nicht leben können, fesseln zu wollen, außerhalb jedes Gemeindeverbands und sie für immer anzuweisen auf die Fronarbeit bei der „gnädigen Herrschaft.“ Dazu müßte in Ostelbien ein ganz anderer Geist wehn als der unsoziale, illiberale und dabei durch und durch manchesterliche Geist des preußischen Junkertums von 1900. Nur die innere Kolonisation im größten Stil mit Aufwendung von Hunderten von Millionen aus Staatsmitteln kann die Sozialreform auf dem Lande zum erwünschten Ziele führen und das Land im Osten dem Deutschtum erhalten.

Die liberale Stein-Hardenbergische Reformarbeit ist da wieder aufzunehmen, wo sie zu Gunsten des Großgrundbesitzes seiner Zeit unterbrochen wurde, aber nicht zu ersetzen durch Miquel-Mörsersche vielleicht patriotisch empfundne, aber doch ganz unmögliche und unzeitgemäß reaktionäre Phantasien. Wir sind die letzten, die die Großbauern- und Rittergüter im Osten missen möchten, selbst die wirklichen Latifundien, soweit sie zur Zeit vorhanden und fideikommissarisch gebunden sind, soll man im wesentlichen unangetastet lassen. Aber im Durchschnitt sind die Ritter- und Bauerngüter bei uns viel zu groß. Es ist ihnen gegen die eigentliche Tendenz der Stein-Hardenbergischen Reform viel zu viel vom Gesamtareal überlassen worden. Für die Entwicklung einer kräftigen Kleinbauernschaft und eine mit ihr zusammenfließende grundbesitzende Landarbeiterschaft ist kein Platz geblieben; die Allmenden, Wald und Weide sind den Rittergütern und Großbauern zugefallen, wenn nicht rechtlich, so doch tatsächlich. Jetzt werden die Folgen der Unterlassungssünden fühlbar. Möge man den preußischen Gaul nicht von Herrn von Miquel beim Schwanz aufzäumen lassen, sondern im Sinne der großen Reformatoren vor neunzig Jahren, wie es die Natur will, vorn. Für eine Million selbständiger deutscher Landwirte ist auch bei ausgiebigster Schonung der Latifundien, Ritter-

und Großbauerngüter im Osten noch Platz. Aber der Boden muß von Staats wegen zur Besiedlung frei und bereit und mobil gemacht werden.

Nur kurz möchten wir noch hinweisen auf die Ungeheuerlichkeit, heute im Wege der sogenannten „Repression“ den ostelbischen landwirtschaftlichen Unternehmern die Arbeiter an den „Dienst“ — von einer Scholle ist ja eigentlich nicht zu reden — „fesseln“ zu wollen. Wagt man es in dieser Weise, eine Klassen- und Interessenpolitik der Staatsgewalt zuzumuten, und ist diese schwach genug, demgegenüber ihrer Pflicht der Arbeiteranwaltschaft nicht ganz energisch zu genügen, nun dann würden selbst wir uns befehlen müssen zur Koalitionsdoktrin nach Bebel-Brentano-Berlepschischem Rezept. Dann wäre diese immer noch das kleinere Übel, die weniger ausgesprochene Unvernunft.

ß

Philosophische Schriften. Das wissenschaftlich wertvollste unter den Erzeugnissen der „Denkerei,“ die uns heute vorliegen, dürfte das Buch von Wilhelm Bender sein: *Mythologie und Metaphysik. Die Entstehung der Weltanschauungen im griechischen Altertum.* (Stuttgart, Fr. Frommanns Verlag [E. Hauff], 1899.) Der Verfasser zeigt, wie im mythischen Stadium des Denkens das praktische Interesse allein herrscht, in Indien dieses praktische Interesse auch noch in der spekulativen Periode vorwaltet, sodaß die indische Metaphysik zur Erlösungslehre wird, bei den Griechen zuerst und allein das theoretische Interesse, die Welt zu erkennen, wie sie ist, durchbricht, bis Plato und seine Jünger den Glauben ans Jenseits lehren und damit eine neue Mythologie schaffen. Plato enthält, wie Bender überzeugend nachweist, schon so ziemlich die ganze mittelalterliche Theologie. In einem sehr wesentlichen Punkte stimmen wir vollständig mit dem Verfasser überein. Das Interesse an der Bildung uralter Weltanschauung, schreibt er Seite 12, „verbindet sich mit dem Interesse an den Weltanschauungen, die heute unter uns und die Palme streiten und die gebildete Gesellschaft der Gegenwart in verschiedene Lager teilen. Hier ist in der That nichts alt, was nicht auch neu wäre. Die Gedanken, welche sich die Menschen über die letzten Fragen gemacht haben, zeigen eine überraschende Verwandtschaft und Ähnlichkeit. Dieselben Motive müssen am Ende unter gleichen Bedingungen zu denselben Ergebnissen führen. Das, was sich ändert, was fortschreitet, ist die Erforschung und die Erkenntnis des Einzelnen in der Welt. Und insofern die Fortschritte der Einzelwissenschaften bei der Begründung und Formung der Weltanschauungen in Betracht kommen, werden auch sie in den Strom der Entwicklung hineingezogen. Dank der historischen Forschung haben wir heute einen tiefern Einblick in die Entstehung der supernaturalistischen Weltanschauung als ihr Begründer Platon; und zur Begründung einer natürlichen Welterklärung verfügen wir, dank der modernen Chemie und Physik, über andre Mittel als welche einem Demokrit oder Epikur zur Verfügung standen. Aber die Frage nach Ursprung, Gesetz und Zweck der ganzen Welt, welche das Leben der Menschen umschließt, ist in allen Jahrhunderten in im wesentlichen gleichen Formen gestellt und beantwortet worden.“ Auch wir sind der Überzeugung, daß, wie die Logik, so auch die Metaphysik seit den Tagen ihrer Entstehung keinen Schritt vorwärts gethan hat und ihrer Natur nach nicht fortschreiten kann. Trotz dieser Übereinstimmung in vielem einzelnen gehören wir einem andern Lager an als der Verfasser, der sich für die strenge Diesseitigkeitsansicht entschieden hat. Die Darstellung ist schön und anziehend, und an den bekannten Mythen und philosophischen Systemen der Alten werden höchst interessante neue oder bisher unbeachtete Seiten aufgedeckt. — Eine ganz andre Seite als Bender hebt Otto Flügel am Platonismus hervor

in seiner Studie: Idealismus und Materialismus der Geschichte (Sonderabdruck aus der Zeitschrift für Philosophie und Pädagogik. Langensalza, Hermann Beyer und Söhne, 1898). Der Platonismus sei dadurch verhängnisvoll geworden, daß Aristoteles den platonischen Ideen eine Bedeutung beigelegt habe, die sie ursprünglich nicht hatten, nämlich die von Möglichkeiten, die die Kraft hätten, ihren Inhalt hervorzubringen. Die letzten Konsequenzen aus dieser Idee der Idee habe Hegel gezogen, der den Begriff zur Ursache des Seins mache, und indem dieser Idealismus längst wissenschaftlich überwunden sei, vorzugsweise durch den Realismus Herbarts, so sei damit auch der auf Hegel fußende Marxismus abgethan. Die Verkehrtheiten der Hegelschen Metaphysik und der materialistischen Geschichtskonstruktion, mit der sich Marx und Engels als neue Kopernikusse gebärdet haben, werden mit wissenschaftlicher Gründlichkeit aufgedeckt und überzeugend nachgewiesen. Weniger geübte Leser wird es einigermaßen verwirren, daß der Verfasser den metaphysischen Idealismus bekämpft und den praktischen verteidigt, ohne an den doppelten Sinn des Wortes ausdrücklich zu erinnern, und daß der Unterschied zwischen Materialismus und Realismus nicht gehörig hervorgehoben wird. Der Inhalt der Schrift ist sehr reichhaltig; unter der Überschrift: Die philosophischen Grundlagen des Idealismus und des Materialismus in der Geschichte, wird unter anderm die Auffassung Nankes kritisiert und die Lamprechts*) dargelegt, der Darwinismus in der Ethik, der angebliche Fortschritt der Sittlichkeit durch Anpassung behandelt und der Versuch sowohl der aristokratisch wie der demokratisch gestimmten Seelen, ihre Auffassung der Ethik aus Darwin zu beweisen. Flügel widerlegt den Sozialismus um so gründlicher, je objektiver er ihn behandelt, und je gewissenhafter er ihm gerecht wird. — Als den Vater der kirchlichen Theologie erkennt auch L. Reinhardt, V. D. M. Plato an (in dem Buche: Die einheitliche Lebensauffassung als Grundlage für die soziale Neugeburt. Straßburg, bei Rudolf Beust, und Basel, bei C. F. Vondorf, ohne Jahreszahl), und gleich Flügel lehnt er den platonischen Idealismus ab. Er kann aber trotz all seinem philosophischen Wissen nicht ernst genommen und muß unter die Schwärmer gerechnet werden. Der Mann ist zu bedauern, denn er hat eine Fülle von gutem, ehrlichem Willen, Gelehrsamkeit und Fleiß auf das aussichtslose Unternehmen verschwendet, die Welt für ein Christentum ohne Jenseitsglauben zu gewinnen. Er sagt im Vorwort: „An die Stelle der dualistischen, innerlich unwahren, antik-heidnischen und mittelalterlich orthodoxen Weltanschauung muß die biblisch-christliche und modern-wissenschaftliche, einheitliche Lebensauffassung gesetzt werden, welche von dem heidnischen Götterhimmel und dem kirchlich überlieferten Jenseits nichts weiß, sondern auf Erden (in der wirklichen Welt) das Reich Gottes oder die Herrschaft der göttlichen Natur- und Geistesgesetze zu verwirklichen sucht.“ Wenn es kein Jenseits giebt, dann giebt es auch keinen Gott und kein Reich Gottes, und wenn unsre irdische Welt die einzige wirkliche Welt ist, dann ist auch Gott ein Phantasiegebilde. Die Verheißungen des Neuen Testaments bezieht Reinhardt mit den Chiliaften auf eine leibliche Wiederkunft Christi und ein auf Erden unter irdischen Menschen zu errichtendes Reich Gottes. — „Die Ansicht, daß diese physische Welt des Windes und des Wassers, wo die Sonne auf- und der Mond untergeht, unbedingt und ein für allemal das von der Gottheit Bezweckte und Geschaffne darstellt [darstelle!],

*) Diesen Begründer einer neuen Geschichtsauffassung verfolgt hier ein wunderbar hartnäckiger Druckfehlerteufel; der Name ist wohl fünfzigmal Lamprecht und, wenn wir recht gezählt haben, nur zweimal richtig gedruckt.

ist eine Ansicht, die wir nur in sehr primitiven Religionen finden, wie in jener der ältesten Juden.“ So sagt William James, Professor der Universität Harvard, in einem der Vorträge, die Dr. Th. Lorenz übersetzt und unter dem Titel: Der Wille zum Glauben und andre popularphilosophische Essays, mit einem Geleitwort von Professor Dr. Fr. Paulsen (bei E. Hauff in Stuttgart, 1899) herausgegeben hat. Wer nur die erste Abhandlung liest, wird die Übersetzung für überflüssig halten, weil das alles von deutschen Denkern schon weit besser gesagt worden ist, aber die andern vier enthalten viel Originelles und Beachtenswertes. Der Grundgedanke, um den sich die Betrachtungen von James bewegen, ist der, daß alle Theorien, auch die streng wissenschaftlichen, unsicher sind, daß ihre Annahme oder Ablehnung vom Willen, von der Gemütsrichtung eines jeden abhängt, also ein Glaubenssakt ist, daß sich nur geistige Nullen einem solchen Glaubenssakt entziehen können, daß es vernünftig ist, sich für einen Glauben zu entscheiden, der das Leben fördert und den Menschen beglückt, und daß der christliche Glaube ein solcher ist. Wir sollen daher den Mut zum Glauben haben, wie einer, der sich in den Bergen verstiegen hat, den Mut zu einem gefährlichen Sprunge haben soll, wenn ihn nur ein solcher retten kann; der Mut giebt die Kraft zum Sprunge. Wie man den Mut zum Glauben haben soll, so soll man auch den zum Leben haben. Dem Abergläubischen benehme gerade die Gewissensangst oft den Lebensmut und treibe ihn zum Selbstmord. Die Emanzipation durch Freigeisterei sei also bis zu einem gewissen Grade nützlich, d. h. bis sie nicht in den Aberglauben an eine unerbittliche und unabänderliche, gegen alles gleichgiltige und alles zermalmende Naturordnung umschlägt. Man solle weder aus Gott noch aus der Natur einen furchtbaren Götzen machen. Wer ganz kaltblütig überlege, daß es ihm frei stehe, in jedem Augenblick, wo es ihm beliebt, aus dem Leben zu scheiden, wen nicht die Angst vor dem vermeintlich Ungeheuerlichen der That um die Fassung bringe, der werde wahrscheinlich am Leben bleiben. Er werde sich vielleicht sagen: Willst doch vorher sehen, was die nächste Zeitung bringt! und so werde ihn die bloße Neugier, die Erwartung des Kommenden, die That von einem Tag auf den andern zu verschieben veranlassen. Dann möge jeder, der sich über unerträgliche Leiden beschwert, bedenken, wie unanständig es wäre, in einer Welt, wo es so viel Leiden giebt, allein ohne alles Leiden durchzuschlüpfen zu wollen. Wer aber zu den Mutigen gehöre, der denke schon gar nicht an Selbstmord; ihm bereite es gerade Genuß, die Widerstände kämpfend zu überwinden. Von den Waldensern, die zu Tausenden hingeschlachtet worden seien, und zwar zum Teil nach unerhörten Martern, habe kein einziger weder an Selbstmord noch an Nachgiebigkeit gedacht. Dazu bemerken wir, daß gerade ein Blick auf die heroischen Zeitalter die Zunahme der Selbstmorde in heutiger Zeit erklärt. Wirklicher Kampf weckt den Mut und die Kampflust. Wer Wunden empfängt mit der Aussicht, dem Gegner wieder Wunden schlagen zu können, der denkt natürlich nicht an Selbstmord. Was in unsrer durchaus unheroischen Zeit zum Selbstmord treibt, das ist die Unmöglichkeit eines wirklichen Kampfes, die Zumutung, Tag für Tag denselben Druck unleidlicher Verhältnisse aushalten zu sollen ohne Abwechslung, ohne den Versuch eines offenen Widerstands und ohne Aussicht auf Besserung. Die unleidlichen Verhältnisse brauchen nicht gerade in Hunger und Prügeln zu bestehen. Eine vornehme Dame soll sich entleibt haben, weil ihr der Zwang, täglich viermal Toilette — und sonst nichts — machen zu müssen, unerträglich war. Aber darin hat James gegen die Pessimisten recht, daß eine Welt ohne Übel, die zugleich eine Welt ohne Mut, Energie und Kampf, eine Welt ohne Charaktere wäre, schlechter sein würde als unsre Welt voll

Leiden und Schlechtigkeit und voll tapfern Widerstands gegen beides. Freilich können wir uns eben deswegen — das ist der schwächste Punkt in dem gegen den Atheismus zu verteidigenden theisttischen Bollwerk — keine Vorstellung vom Himmel machen. Der Himmel unsrer Sonntagschulen, schreibt James Seite 146, „mit seinen weißen Gewändern und seinen Harfenklängen steht in dieser Hinsicht in einer Reihe mit dem frauenhaften Theetischelsium, welches Spencer in seinem *Data of Ethics* als das Endziel der fortschreitenden Entwicklung hinstellt. *Tedium vitae* ist das einzige Gefühl, das solche Schlaraffenländer in unsrer Brust erwecken.“ — Dem tapfern Christen lassen wir den leidenschaftlichen Feind des Christentums, Nietzsche, folgen. Mit ihm haben wir uns voriges Jahr ausführlich auseinandergesetzt. Das kleine Buch: *Die Philosophie Friedrich Nietzsches* von Henri Lichtenberger, Professor an der Universität Nancy, eingeleitet und übersetzt von Elisabeth Förster-Nietzsche (Dresden und Leipzig, Karl Reizner, 1899) hat unser Urteil in keinem Punkte geändert. Es zeigt sich in dieser kurzen Zusammenfassung der Nietzsche'schen Spekulationen und Phantasien nur um so deutlicher, worin die Krankheit Nietzsches besteht: an der Ich-Sucht ist er zu Grunde gegangen. Nicht am Egoismus im gewöhnlichen Sinne des Wortes; sinnliche Genüsse z. B. hat er niemals gesucht. Aber er sah und suchte in allem und in allen, z. B. in Schopenhauer und in Wagner, nur sich selbst; sich selbst erkennen und vollenden war sein Lebensziel. Höchst sokratisch, höchst christlich! Obwohl er ein Todfeind des Sokrates und des Christentums war. Vielleicht ist er das gerade dadurch geworden, daß er fühlte, wie ihn dieses gefährliche Element des Sokratismus und des Christentums ins Verderben zog. Die Wahrheit und nichts als die Wahrheit, auch wenn sie den Tod brächte, wollte er anfangs: d. h. er wollte in die Sonne schauen, anstatt die von der Sonne beleuchteten Gegenstände zu beschauen, sich selber wollte er schauen, während der Mensch sich stets unsichtbar bleibt und gleich dem Auge nur darauf eingerichtet ist, die Dinge außer ihm zu schauen. Dann, als er merkte, daß es nicht ginge, wollte er nicht mehr die Wahrheit, sondern das Leben um jeden Preis, auch um den, statt der Wahrheit nur Illusionen zu finden. Da aber der Mensch nun einmal nicht absolut, sondern nur ein bedingtes Wesen, nicht Gott, sondern Gottes Geschöpf ist, so erwies sich auch das Unternehmen, den eignen Willen zu verwirklichen, als eitel, und nun wollte er über sich selbst und die Natur hinaus, wollte den Übermenschen verwirklichen oder wenigstens vorbereiten. Der Übermensch aber, wenn man nicht einen ganz gewöhnlichen Unmenschen darunter versteht, ist ein undefinierbares Unding. Die Welt so erkennen wollen, wie sie ihr Schöpfer erkennt, und wenn man sieht, daß das nicht geht, aus der nun einmal gesetzten Weltordnung hinausz wollen, ist ein wahnsinniges Unternehmen, das, wenn der Grübler nicht durch wohlthätigen äußern Zwang abgelenkt wird, unvermeidlich zum Wahnsinn führt. Das vierte Evangelium liebt den Ausdruck: die Wahrheit thun. Das bedeutet ohne Zweifel: durch Thun die echte Menschennatur, die göttliche Idee vom Menschen verwirklichen. Die Menschennatur besteht eben darin, daß der Mensch durch Wirken für andre, wobei er nicht an sich selbst, sondern in Liebe an diese andern denkt, sich selbst und Gott findet. Und bei solcher Selbstverwirklichung findet ein jeder auch so viel theoretische Wahrheit, als er braucht und fassen kann. Was Nietzsche mit der Herausgabe seiner Schriften für andre gethan hat, ist von höchst zweifelhaftem Wert, eine Art Pandora'sche Gabe. Wer in seinem theisttischen Glauben feststeht und es zu einem festen Charakter gebracht hat, der liest Nietzsche mit Nutzen, denn es giebt wenig alte Wahrheiten, über die der geistreiche Mann nicht neues Licht verbreitet hätte. Für den Jüngling von un-

gefestigtem Charakter aber, dessen Ansichten über Gott und Welt noch schwanken, ist Nietzsche's Gift. Dem Verfasser des Buches muß übrigens nachgerühmt werden, daß er nicht ein fanatischer, sondern ein besonnener Verehrer Nietzsche's und ein objektiver Berichterstatter ist, und der Frau Elisabeth Förster-Nietzsche begegnet man immer gern. Sie ist eine wirklich bedeutende Frau, die mit männlichem Wissen und männlicher Energie die edelste weibliche Tugend: aufopfernde, hingebende Liebe, im höchsten Grade verbindet. — Nietzsche's „Philosophie“ kann man weder verstehen noch leben; die von Heinrich Lüdemann (Die Vorherrschaft des Geistes, religionsphilosophische und erkenntnistheoretische Aperçus. Berlin, Hermann Eichblatt, 1899) kann man sowohl verstehen als auch leben, wenn man sie annimmt. Ohne Einschränkung nehmen wir sie nicht an; so geben wir z. B. nicht zu, daß „die Willensäußerungen des natürlichen Menschen“ unser „satanisches Subjekt“ seien. Aber in vielem stimmen wir ihm bei, z. B. wenn er Seite 50 schreibt: „Will man wissen, ob jemand ein Egoist sei, so hat man nicht zu erforschen, ob er in seinen Handlungen Selbstbefriedigung suche, sondern man muß fragen, welcher Art das Ziel sei, an dem er seine Lust und Genugthuung finde.“ Der Verfasser fängt ganz abstrakt an und wird dann immer konkreter, veranschaulicht z. B. sehr hübsch die Seelenverfassung eines antiken Staatsbürgers an der eines niedersächsischen Bauern. — Zum Schluß teilen wir mit, daß Eduard von Hartmann soeben bei Hermann Haacke in Leipzig den ersten Teil einer Geschichte der Metaphysik herausgegeben hat. Die ausführliche Besprechung verschieben wir, bis der zweite, mit Kant beginnende Teil heraus sein wird.



Litteratur

Geschichte des Kolosseums. Von Heinrich Babucke. Königsberg i. Pr., W. Koch, 1899

Es ist merkwürdig, daß bisher noch niemand unternommen hat, die Geschichte des großartigsten und wunderreichsten Denkmals, das uns die antik-römische Welt hinterlassen hat, im Zusammenhange zu schildern; das Kolosseum lehrt uns nach einem Worte Paul Heyse's, wie kein andres Bauwerk, die Kunst des Erinnerns. Wenn sich jetzt der Direktor des Altstädtischen Gymnasiums in Königsberg, Dr. Babucke, dieser Aufgabe unterzogen hat, so thut er es in einer Weise, die ihm den Dank jedes Gebildeten sichert. Sein Büchlein bietet weit mehr, als der Titel ahnen läßt, indem es uns einen merkwürdigen Einblick in die sittlichen Anschauungen und Wandlungen einer großstädtischen Bevölkerung während des Verlaufs zweier Jahrtausende gewährt. Auf Grund langjähriger gewissenhafter Forschungen weiß der Verfasser uns klar und übersichtlich die einstige Anordnung und Zweckbestimmung der einzelnen Teile des Gebäudes vorzuführen, in lebensvoller, farbenreicher Sprache von den blutigen Kämpfen, von der Entfaltung reichster üppigster Pracht und von dem wahnwitzigen Treiben der Imperatoren zu erzählen und sodann die Schicksale des Kolosseums in christlicher Zeit zu schildern, seine Zerstörung durch Erdbeben und menschliche Thorheit, seine Verwendung als Festung, Steinbruch und Kalkgrube, seine Einrichtung für religiöse Andachten aller Art, und endlich seine Wieder-